

Ökologie des Digitalen

Von Michael Hagner

Heute Morgen begann mein digitaler Alltag analog. Als ich meinen Rechner anschaltete, fand er sich unfreiwillig zur Schreibmaschine degradiert, denn die Verbindung zum Internet war unterbrochen. Auch das Telefon blieb stumm, und so kam das nur für besondere Fälle reservierte Mobiltelefon zum Einsatz. Die Automatenstimme von der Störungsabteilung meines Kommunikationsanbieters teilte mir mit, dass in dem Quartier, wo ich wohne, Wartungsarbeiten durchgeführt würden.

Alles Weitere fand dann im Kopf statt: Wie lange werde ich jetzt offline sein? Eigentlich hatte ich mir vorgenommen, an einige Personen sogleich eine Mail zu schreiben. Liegen diejenigen Mais, auf die ich nicht ohne Spannung warte, schon abholbereit auf dem Server? Was ist sonst noch eingegangen? Ja, und auch der rasche Überblick über das Neueste in der Welt und der Besuch beim «Personentauscher» fallen flach. Eigentlich ist alles in Ordnung, denn ich befnde mich in genau der Situation, die ich haben wollte. Ich kann sogleich an die Fertigstellung desjenigen Textes gehen, der schon überfällig ist und noch am gleichen Tag weggeschickt werden muss. Aber wenn ich ihn gar nicht elektronisch verschicken kann, weil die Sitzung länger andauert? Wird der Herausgeber dann verärgert sein? In solche Autosuggestionsräume manövriert man sich hinein, wenn der Arbeitstag einmal nicht digital beginnt. Die Schwierigkeit liegt darin, dass sich die Laufrichtung geändert hat. Bestand die ursprüngliche Vereinbarung nicht darin, dass das Gerät für mich zur Stelle sein sollte, wenn ich es wünsche, weil ich mit jemandem kommunizieren will, eine Information benötige oder mich einfach nur treiben lassen möchte? Inzwischen kommt es mir zunehmend umgekehrt vor: Ich habe zur Stelle zu sein, habe parat zu stehen für die erbetenen und unerbetenen Mais, von denen ich bis dahin gar nicht wusste, dass sie für mich interessant sein könnten.

Das «Glück der Unerreichbarkeit» (Miriam Meekel), auf das ich doch so stolz bin, weil ich Smartphone, Facebook und dergleichen ohne Pro-

weil ich nicht so grossen Wert darauf lege, stets die neuesten Entwicklungen im Netz nachzuverfolgen, hatte ich zunächst nicht realisiert, dass das Internet zunehmend auch für die wissenschaftliche Arbeit von Vorteil ist. Umso faszinierter war ich, als ich feststellte, dass mich bei meinem jüngsten Buch das Netz auf einige fabelhafte Fäurten gesetzt hat. Da hatte ich mein analoges Reinheitsgebot für die Wohnung längst ad acta gelegt.

Ich bin nach wie vor der Überzeugung, dass das Internet die oberflächliche und nur auf frische Informiertheit ausgerichtete Wissensaneignung begünstigt (*fast food knowledge*), während das konzentrierte, länger dauernde Studium von Texten auf Papier besser geeignet ist, komplexe Zusammenhänge zu begreifen und daraus entsprechende Argumente zu entwickeln (*slow food knowledge*). Das ist aber gewiss nicht die Schuld eines Mediums, dessen technische Entwicklung unbirrt weitergehen und das in absehbarer Zeit Dinge realisieren wird, von denen die Google- und die Twitter-Generation noch nicht einmal träumen. Umso mehr sind wir darauf angewiesen, eine angemessene Haltung zu finden, besser noch: eine Ökologie des Digitalen zu entwickeln, die uns beispielweise verdeutlicht, dass das Digitale nicht nur eine neue Bohème befördert und neue Perspektiven schafft, sondern auch ein rigoros Arbeitsethos beginnstigt, das immer mehr in Erschöpfungssyndromen mündet und Wissensregime etabliert, die die Welt enger und dümmer machen. Wie die Kläranlagen aussehen könnten, um die Verschmutzung im Netz einzudämmen, weiss ich nicht, aber gewiss geht es auch darum, die Verschmutzung in unseren eigenen Köpfen zu vermindern.

Gegen zehn Uhr, nach ungefähr zwei Stunden, war ich wieder online. Der Text war allerdings erst am frühen Nachmittag fertig.



LENA ERIKSSON

bleme ignoriere, wird mir in dem Moment unheimlich, da es realisiert ist. Also geht es doch um permanenten Bereitschaftsdienst, und zwar nicht nur für andere, sondern auch für die eigenen Phantasien und Spontaninteressen, die durch das Internet häufig sofort befriedigt werden? René Descartes wusste sehr gut, warum er die Aufmerksamkeit für eine zwiespältige Leidenschaft hielt. Man benötigt die fokussierte Aufmerksamkeit, um eine Sache ernsthaft und gründlich zu betreiben, aber daneben existiert verführerisch und bedrohlich die spontane Aufmerksamkeit, durch die man sich immer wieder ablenken lässt. Verflacht demnach die eigene Arbeit durch lustvolles Vagabundieren im Netz?

Als ich vor einigen Jahren in meine jetzige Wohnung zog, verzichtete ich bewusst auf einen Digitalanschluss, weil ich zu Hause eine netzfreie Zone haben wollte. «Nur so kannst du in Ruhe lesen und schreiben», dachte ich – und das war auch durch die Erfahrung bestätigt, denn mein vorletztes Buch hatte ich unter solchen Bedingungen vorwiegend am heimischen Schreibtisch geschrieben. Doch

NZZ Feuilleton
5.3.2011

Dr. Michael Hagner ist seit 2003 Professor für Wissenschaftsforschung an der ETH Zürich. Im letzten Herbst ist sein Buch «Der Hauslehrer. Die Geschichte eines Kriminalfalls. Erziehung, Sexualität und Medien um 1900» bei Suhrkamp erschienen.